



Basler Zeitung  
26. August 2014

## Ein Sommer mit «Americanah»

Es gibt sie. Bücher, die das eigene Leben verändern. Doch bevor ich Ihnen davon erzähle, einige Fakten zuerst. Ende Dezember 2011 lebten 60 658 Afrikanerinnen und Afrikaner in der Schweiz. Ein absurdes Statement, nicht nur deshalb, weil darunter Bürger mit Doppel- pass und Papierlose nicht erfasst werden, sondern weil die Öffentlichkeit immer von «Afrikanern» spricht. Das ist so absonderlich, wie wenn ein Appenzeller und eine Rumänin auf der Flucht unter der Kategorie «Deutsch» zusammengefasst würden. Afrika gibt es nur als geografischen Kontinent.

Afrikaner sind genauso unterschiedlich wie Europäer untereinander. Das Einzige, was «Afrika» verbindet, ist die Negativität: fehlende Demokratien, fehlende Menschenrechte, fehlenden Wohlstand, fehlende Gewerkschaften. «Afrika» ist eine koloniale Kategorie, geschaffen von Menschen, die immer Kategorien erheben, um Macht auszuüben. «Kategorisiere und herrsche» ist das Motto seit 1789, da «teilen» allein nicht mehr reicht. Die Kategorien machen denn auch die Medienberichterstattung aus. Deshalb hören wir beispielsweise nie etwas über die riesigen sozialen Demonstrationen, die letztes Jahr in Tel Aviv stattgefunden haben. Denn die Kategorie «Tel Aviv» kommt nur zum Tragen, wenn gleichzeitig «Gaza» in denselben Topf geworfen werden kann. Grässlich.

All dies habe ich zwar schon vorher gewusst, doch das Buch «Americanah» von Chimamanda Ngozi Adichie hat mir nun genügend Pulver, Argumentationen, Bilder, Geschichten und Klarheiten gebracht, dass ich endlich wieder eine intellektuelle Heimat gefunden habe. «Wenn du in

liberalen Kreisen in den USA über Rassismus redest, musst du es immer so tun, dass sich keiner unwohl dabei fühlt. Dann ist es okay. Und wenn du einen Roman über Rassismus schreibst, dann bitte auf die Marcel-Proust-Art, also so, dass das Thema möglichst ambivalent erscheint. Wenn du zu direkt über Rassismus schreibst, giltst du als ‹zornig›, und es heisst, du würdest überreagieren.» Päng. Zorn wird im liberalen Amerika mit Polizeigewalt und dem Einsatz der Nationalgarde bestraft, wie uns dies Ferguson dieser Tage erschreckend deutlich belegt. Rasse wird in den USA und auch bei uns völlig entpolitisiert betrachtet. Schuld sind dann die zornigen Menschen und nicht das, was Zorn und Aufstand gegen Ungerechtigkeit provoziert.

Der öffentliche Diskurs im Westen hat es zugunsten einer kleinen Klasse von Oberreichen geschafft, die Unterworfenen so zu kategorisieren, dass sie sich aufgrund ihrer Hautfarbe statt wegen unmenschlichen Arbeits- und Lebensbedingungen prügeln. «Americanah» erzählt diesen Hiatus, der den Blick auf Demokratie, Chancengleichheit und Wohlstand vernebelt. «Americanah» ist von einer Frau geschrieben, die nicht nur von Frisuren, sondern von Macht erzählt und dies auf höchstem literarischen Niveau vermittelt. Mit grosser Poesie zeichnet Ngozi Adichie das Gefühl, wie demütigend, degradierend und unmenschlich es für Menschen in Geldnot ist, letztlich ihre Würde – bei Frauen ihren Körper – für ein Butterbrot verkaufen zu müssen. Der Roman ist ein Wunderwerk an Gedanken, Geschichten und Poesie, inklusive politische Aufklärung. «Ich bin nicht schwarz, ich bin Nigerianerin.» Schwarz wurde sie erst, als sie in die USA kam – «Afrikanerin» übrigens auch. Deshalb wird das Bundesamt für Migration hoffentlich nie mehr eine Statistik zu «Afrikanern in der Schweiz» ausweisen.

## Gazastreifen in Zürich

Aufgrund der Dichte der Berichterstattung zum Nahostkonflikt könnte man meinen, der Gazastreifen liege direkt hinter dem Zürichsee. So demonstrieren geschminkte Frauen ohne Kopftuch und europäische muslimische Demokratinnen und Demokraten völlig sorglos mit Wortführern einer Bewegung, die Raketen auf Zivilisten schießt und erst vor Kurzem Teile der Scharia in ihr Rechtssystem eingefügt hat, inklusive Auspeitschungen. Auf Facebook teilen sich Street Parade und Pro-Palästina-Anhänger ihre Walls. Präsident Hollande liess sich anlässlich des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs vor 100 Jahren dazu hinreissen, die ehemalige Feindschaft Frankreich–Deutschland als Vorbild eines gelungenen Friedensprozesses für den Nahen Osten hervorzuheben. Keiner merkte, dass in dieser Analogie die deutschen Nationalsozialisten gewonnen hätten.

Die Hamas ist eine autoritäre, militante, anti-emanzipatorische, frauenfeindliche und antisemitische Terrororganisation. Für ihre Raketenabschüsse benutzt sie gezielt Orte, wo Kinder und Frauen anwesend sind, sprich Schulen, Krankenhäuser, UN-Hilfsgebäude und so weiter. Die UNWRA bestätigte, dass in zwei Schulen Raketen der Hamas gefunden wurden, ebenso wie in Moscheen gerne Waffen gelagert werden. Dennoch ist die Hamas in ihrer Propaganda dermassen erfolgreich, dass Menschen – im für Israel besten Fall – davon überzeugt sind, beide Parteien im Nahen Osten seien gleichermassen verantwortlich für das Blutvergiessen in der Region! Absurder könnte sich die Umkehr politischer Urteilskraft nicht präsentieren. Das erinnert mich an einen Cartoon dieser Tage. Ein Hamas-Führer und Netanyahu sitzen sich gegenüber, US-Aussenminister John Kerry dazwischen. Der Hamasführer meint: «Wir wollen alle Juden töten.» Kerry wendet sich zu Netanyahu und meint: «Könntest du ihm nicht wenigstens zur Hälfte entgegenkommen?»

«Die Hamas wurde nur gewählt, weil Israel die grausamste Besatzungsmacht aller Zeiten ist», meinte jüngst mein (atheistischer, mit jüdischer Mutter) Freund Patrick. «Hä?» – «Verliererin in diesem Krieg ist die israelische Demokratie», lässt Iren Meier den Israeli Gideon Levy sprechen, «einen der wenigen Journalisten, die den Angriff auf den Gazastreifen (Diktion «Echo der Zeit») heftig kritisieren.» Hmm. Verliererin ist das demokratische Israel, weil Israel dem Raketenbeschuss der Hamas ein Ende setzen will? Ich frage ja nur ... und bin absolut baff, welche Antworten mir meine Freunde geben.

Gaza liegt ebenso wenig in der Schweiz wie die politische Urteilskraft in vielen Medien, wenn es um den Nahen Osten geht. Wenn schon

Demonstrationen für Generationen von Sinnsuchenden, dann gäbe es wirklich bessere Themen und Bewegungen als ausgerechnet Gaza, dessen Streifen mittlerweile als Aktivferienort für Jihadisten genutzt wird. Es gäbe wirklich genügend schweizerische und europäische Themen, die die Meinungsseiten mit Diskussionen für Menschenrechte, Demokratie und Frieden füllen könnten. Das drohende Freihandelsabkommen EU–USA beispielsweise, das unserer Demokratie weit mehr zusetzt als jede Rakete im Nahen Osten. Also. Bitte viele Demonstrationen für Menschenrechte, Frieden und Demokratie. Und ja klar: gerne in Zürich! Wie wäre es gegen Saudi-Arabien, Jemen oder Iran? Auch Friedensdemos für Syrien, Libyen und Irak wären nicht unangebracht. Alles Länder übrigens, die ihre Toten – soviel ich weiss – selber produzieren. Oder war dies auch Israel?

## Megafon für Frauen im blauen Dunst

Zigarren, Zigarillos und Zigaretten waren bis nach dem Ersten Weltkrieg den Männern vorbehalten. So gingen der amerikanischen Tabakindustrie viele Dollarmillionen verlustig. Deshalb engagierte sie in den 1920er-Jahren den genialen Edward Bernays, der als Neffe von Sigmund Freud einiges von den seltsamen menschlichen Verknüpfungen zwischen Trieb und Sinnsuche verstand.

Der Auftrag war einfach: Frauen sollten endlich zu paffen beginnen. 1929 war es dann so weit. Auf der 5th Avenue in New York demonstrierten junge, gut aussehende Frauen, als Suffragetten verkleidet, für die Gleichberechtigung von Mann und Frau. Die Mädels trugen selbstverständlich nicht nur wohlklingende Emanzipationsplakate, sondern jede rauchte – sehr elegant, aufs Verlängerungsstück kunstvoll aufgesetzte – Zigaretten. Innerhalb drei Jahren vervielfachte sich der Zigarettenabsatz. Zigaretten und Zigarillos, die «Torches of Freedom» (die Lichter der Freiheit) waren von «modernen» Frauen nicht mehr wegzudenken.

Bernays und die Tabakindustrie waren zukunftsweisend: Mit Rhetorik bindet man Frauen an Produkte und umgekehrt. So wirbt auch der Monatsbindenhersteller Always mit Emanzensprüchen. Und Karl Lagerfeld inszenierte diesen Herbst für seine «ästhetische Rebellion» bei Chanel Mädchen (bitte füttern!) in flauschigen Kleidchen, die allesamt Plakate mit toughen Slogans wie «Ladies first», «Free Freedom», «History is her story» und «We can match the Machos» trugen. Der Slogan: «Feministin, aber feminin» passte perfekt.

Nüchtern betrachtet, begründete der clevere Marketingtrick Bernays nicht nur die Public Relations, sondern auch den fortschreitenden Niedergang weiblicher Selbstbestimmung. Seit dem Zigarettencoup sind Frauen kaum mehr von der Ware, die sie verkaufen sollten, zu trennen. Deshalb sind Schuhe Frauensache – oder war es vielleicht grad umgekehrt? Deshalb streiten sich Frauen dann auch um Schuhe – wie kürzlich an einer Frauenkonferenz geschehen, als es tatsächlich darum ging, ob Wetterfeen High Heels tragen dürfen oder nicht – statt um anständigen Lohn. Deshalb frieren sich Frauen im gebärfähigen Alter auch lieber die Eier ein, statt um gute Krippen, Tagesschulen und familiengerechte Arbeitszeiten zu kämpfen.

Theodor W. Adorno meinte schon vor 40 Jahren ziemlich ernüchtert, dass eine Ironie der Einführung des Frauenwahl- und -stimmrechts darin bestünde, dass es zu einem Zeitpunkt eingeführt wurde, als es nicht mehr gefährlich war. Selbstverständlich meinte er dies nicht als Argument gegen

das Wahlrecht, sondern führte es als Aufforderung an, um über die real existierende Machtverteilung nachzudenken, statt sich lediglich für eine Verschönerung eigentlich unhaltbarer Zustände einzusetzen.

Erstaunlicherweise wird Gleichstellung immer dann besonders thematisiert, wenn sie sich zunächst mal gegen Frauen ausspielen lässt.

Karl Lagerfeld führt ziemlich brillant vor, dass weibliche Emanzipation nur dann erlaubt ist, wenn sie in erster Linie schön, jung, verführerisch und spielerisch daherkommt. Wie die Frauen muss also auch die Gleichstellung gut klingen, schön aussehen, statt wirklich etwas verändern. Ein kritischer Blick auf die Macht- und Medienetagen zeigt nämlich sofort: Die «Ware Frau» sticht die «wahre Frau» überall aus. Deshalb rauche ich jetzt eine Zigarette und kaufe mir anschliessend ein paar schöne Schuhe ...

## **Falscher Krieg, falsches Erinnern**

Seit sie in der Europäischen Schule sind, feiern meine halb schottischen Buben jedes Jahr den 11. November. Sie haben nicht wirklich eine Ahnung, wessen sie denn mit «Say not that the brave die» (Lass nicht zu, dass die Tapferen sterben) eigentlich gedenken – zumal ja ihre schweizerische Mama dazwischen immer wieder ernüchtert murmelt: «Und sie sind doch tot.»

In der Schweiz hingegen ist der Erste Weltkrieg eigentlich aus der Erinnerung gelöscht. Er ist verdrängt aus dem Bewusstsein der ursächlichen europäischen Verbindungen und Verknüpfungen des Kleinstaates. Der Zweite Weltkrieg, ja klar, der wird mit Spatz und antideutschen Gefühlen, die locker zu antieuropäischen Gefühlen führen können, genährt, aber der Erste? In den eh schon auf ahistorische live-fetischisierte stumpfsinnige Episodengeschichten fixierten öffentlichen Medien (siehe die unsägliche «Geschichte der Schweizer» am Fernsehen SRF), kommt der Erste Weltkrieg, wenn überhaupt, nur in Form von putzigem Grenzbesetzungsblabla vor. Die «Grande Guerre» ist aus medialer Schweizer Sicht ausschliesslich ein «Ausländerthema».

Der «Schweizerspiegel» wird an unseren Schulen nicht mehr gelesen, und ich bezweifle, dass auch nur einer der vielen deutschen Geschichtswissenschaftler, welche die schweizerischen Universitäten bevölkern, den Namen «Meinrad Inglin» überhaupt korrekt aussprechen könnten. Dabei war auch die auf Vollmachtenregime getrimmte Schweiz 1918 eine völlig andere als die demokratische Insel mitten in Europa von 1913.

«Jetzt verlöschen die Lichter in ganz Europa», meinte Edward Grey, Aussenminister von Grossbritannien im Juli 1914. «Wir werden sie nie wieder in unserem Leben brennen sehen.» Die «Grande Guerre» war definitiv «Der falsche Krieg», wie dies mein Kollege Niall Ferguson in seinem hervorragenden Buch 1999 auf den Punkt brachte – auch für die Schweiz.

Das Versagen der politischen Akteure während des Krieges, die Langeweile der Grenzbesetzung, die Fehlversorgung der Soldaten, die Kluft zwischen Welsch und Zürich, der Bundesrat, der einer antimodernen Welt huldigte und die Ideologie über das Wohl des eigenen Landes stellte, ein unbeliebter General – all dies wäre von einer politischen Aktualität wie kaum ein anderes Thema. Denn der Erste Weltkrieg ist nicht nur der «Vater aller Dinge», sondern vor allem auch der grosse «Verhinderer künftiger Dinge».

Gäbe es ein historisches Ereignis, das sich via Zeitmaschine auslöschen liesse, meine Wahl fiel stets und sofort auf den Mord am österreich-ungarischen Thronfolger. Der 28. Juni 1914 brachte nicht nur gegen 20 Millionen Menschenopfer und 21 Millionen Verwundete, mobilisierte nicht nur 65 Millionen Soldaten, sondern zerstörte ganze Kulturen, zeichnete die Weltkarte radikal neu, vertrieb Millionen Menschen aus ihrer Heimat, Sprache und Herkunft und formte ein ganz neues Menschenbild, das – nur so nebenbei – die Frauen einerseits in die verfügbare volkswirtschaftliche Masse als auch in die klassische politische Emanzipation einband. All dies fand nicht nur in Europa statt, sondern auch in der Schweiz. Damals wie heute stand der Kleinstaat in der Mitte des Gefechts und organisierte im Geheimen wie im Offiziellen Weltpolitik. Es ist höchste Zeit, mal länger darüber zu diskutieren statt – wie am Wochenende geschehen – idiotische Absenzenlisten von National- und Ständeräten zu publizieren.



## Studien schlagen statt Frauen

Eine britische Professorin hat pünktlich zum Internationalen Frauentag vom letzten Wochenende eine neue Studie veröffentlicht, die feststellt, dass jede dritte Frau in Europa körperliche und/oder sexuelle Gewalt erfahren habe. Das wären also hochgerechnet insgesamt 62 Millionen EU-Frauen, fast die gesamte Bevölkerung Frankreichs.

Die schlimmsten Schläger und Missbraucher leben laut dieser Studie in Dänemark (52 Prozent Frauen werden misshandelt), in Finnland (47 Prozent) und in Schweden (46 Prozent). Im Vergleich zu den nordischen Schlägern schneiden die Rumänen, die Polen, die Portugiesen und die Spanier einigermaßen «gut» ab, das heisst die Prozentzahlen bewegen sich im unteren Bereich. – An dieser Stelle tief durchatmen, bitte.

Eine ganz andere Erhebung hält in diesen Tagen fest, dass Saudi-Arabien und die Arabischen Emirate weit mehr weibliche Führungs- und Spitzenkräfte rekrutieren als beispielsweise Deutschland.

Müsste eine Historikerin im Jahr 2214 aufgrund dieser Zahlen eine Abhandlung über «Gewalt an Frauen im 21. Jahrhundert» schreiben, würde sie also Folgendes notieren: «Die Gleichstellung der weiblichen Hälfte der Bevölkerung war Anfang des 21. Jahrhunderts vor allem in Rumänien, Polen, Portugal und Spanien fortgeschritten, ebenso in Saudi-Arabien und in den Arabischen Emiraten, welche viel mehr weibliche Chefs aufwiesen als beispielsweise das rückständige Deutschland.»

Sie erkennen auf ersten Blick: Statistiken schmücken die soziale Wahrheit manchmal wie eine Klobürste den festlich gedeckten Tisch. Für die Studie wurden per Zufallsprinzip in jedem europäischen Land 1500 Interviews durchgeführt. Die Fragesteller interessierten sich ausschliesslich für die nationale und die biologische Zugehörigkeit. Die Parameter waren nicht Herkunft, Alter, Bildung, Schicht, Zivilstatus, politische Kultur, eigene Missbrauchsgeschichte und Integration, sondern ausschliesslich Geschlecht und Nation. Es könnte also durchaus möglich sein, dass die Studienleiterin in Rumänien vielleicht vor allem die gebildeten und reichen Frauen zu Gewaltthemen interviewte, während sie in Dänemark per «Zufall» überproportional Unterschichtsfrauen vors Mikrofon bekam.

Ähnlich die Erhebung zu den Arabischen Emiraten und Saudi-Arabien. Dass es hier vor allem westliche Frauen sind, die Karriere machen, wird in der «Spiegel»-Schlagzeile zur Studie nur in einem Nebensatz erwähnt, der aber eigentlich alles erklärt.

Ich möchte diesem unfassbar ärgerlichen Chaos im Intelligenzschuppen ein für alle Mal ein Ende bereiten. Eine Studie, die nur Frauen (und keine Männer) und diese wiederum nur zum Thema Gewalt und nur nach

Zufallsprinzip und dann auch noch nur nach Blut-und-Boden-Kriterien wie nationale Zugehörigkeit befragt, sollte von der Öffentlichkeit scharf diskutiert und nach allen Massstäben der wissenschaftlichen Erhebung infrage gestellt werden.

Solche Studien sind entpolitisierter Schrott und schaden jedem Kampf und jeder Aufklärung gegen Gewalt an Frauen. Vielleicht sollte man die Studienleiterin mal fragen, wo sie als Frau lieber leben würde: in Dänemark oder in Rumänien. Ihre einfache Antwort würde mehr Klarheit und mehr Wahrheit über Gewalt an Frauen erzählen als ihre Studie.

## Die Frau als Propagandamittel

Es herrscht wieder einmal Krieg im Nahen Osten, und täglich zieren die Schlagzeilen der Medien die immergleichen Bilder: zerstörte Häuser und weinende Frauen. Frauen mit oder ohne Kind, junge und alte Frauen. Frauen! Plötzlich bekommen all jene ein Gesicht, die sonst in den muslimischen Gesellschaften kein Gesicht und keine Stimme haben dürfen. Erst in Verbindung mit dem Tod bekommen die Frauen ein Leben.

Dass Islamisten, Ultraorthodoxe und andere religiöse Fundamentalisten ihre Kraft unter anderem auch aus ihrem Frauenhass schöpfen, mag für viele kein neues Phänomen sein. Dass sich aber in der Logik der Bebilderung all dieser Konflikte eben jener Frauenhass auch auf die westlichen Gesellschaften überträgt, ist weniger offensichtlich, da hierzulande eher von einem medialen Verschwinden der Frauen als handelnde, sprechende und gestaltende Menschen die Rede sein kann.

Kurz: Es geht um Bilder, und was sie in uns auslösen – wie sie unsere politischen Entscheide mitprägen. Frauen und Kinder gehören automatisch zu einer Bildkategorie. Sie sind einzeln nur dann mit Namensschild versehen, wenn sie ein Amt ausüben oder Model sind. Da Models aber seltener in Leitmedien, dafür umso mehr in der Werbung auftauchen, ist es «normal», dass Frauen im Nachrichtenteil der Zeitungen, Politshows und TV-Sendungen selten als Subjekte erscheinen. Somit bleiben sie in der üblichen Wahrnehmung eine Kategorie, während Männer Individuen sind. Frauen haben eine achtmal höhere Chance, mit Bild in den Medien zu erscheinen als mit einem Namen oder einer Funktion, und genau hier setzt die zynische Propaganda ein: Die weiblichen Opfer haben meist keine Namen, sie schreien um ihr Leben und das ihrer Kinder. Sie werden missbraucht, vergewaltigt, gefoltert – immer als Kategorie und nicht als einzelnes Schicksal.

Kriegstreiber setzen die klassische Geschlechtertrennung immer als Mittel zum Zweck ein. Spätestens seit dem grässlichen Jugoslawienkrieg inmitten Europas wissen wir, dass es so etwas wie eine strategische Synthese im Krieg wie auch in der Kriegsberichterstattung gibt. Eine Strategie, die sich entlang der Geschlechtergrenzen tummelt. So wird dann der Krieg von Männern gegen die Frauen (den Besitz) des Feindes geführt. Der Feind soll durch den Tod oder durch die Vergewaltigung «seiner» Frau und «seiner» Kinder so demoralisiert werden, dass er keinen Grund mehr zum Kämpfen hat.

Wenigen ist bewusst, dass Vergewaltigungen im Krieg keine Männerursache, das heisst in der Biologie zu verorten, sondern Teil der

Kriegsstrategie mit anderen Waffen sind. Wenn also derzeit im Gazastreifen die Frauen als Teil einer Propagandaschlacht missbraucht werden, erfüllen sie damit einen ganz ähnlichen Zweck: Der Gegner soll durch das gezeigte menschliche Leid in den Bildern demoralisiert und geschwächt werden. Gleichzeitig stärkt das öffentliche Trauern und Weinen den eigenen Durchhaltewillen der kämpfenden Männer und beflügelt das Opferbild in der internationalen Öffentlichkeit. Die Frauen und Kinder stehen somit an vorderster Front und werden als mediales und auch reales «Kanonenfutter» benutzt. Es bleibt zu hoffen, dass aus den leidenden Objekten endlich einmal handelnde Subjekte werden können, die nicht einfach als leidende und sterbende Propaganda Politik mitgestalten, sondern dies mit fröhlicher, lebendiger und lauter Stimme tun können.

## Danaer-Erbe in Bern

Am 23. Dezember 1933 floh Paul Klee vor den Nationalsozialisten nach Bern. Der Maler von «Angelus Novus» stellte ein Einbürgerungsgesuch in Bern, da er dort geboren und zur Schule gegangen war und als Geiger bei der Bernischen Musikgesellschaft sein erstes Geld verdient hatte. Er rechnete aber nicht mit den Berner Beamten. Die hatten damals wie heute ganz anderes im Sinn, als einem Künstler das Leben zu retten. Ein anonymes Bericht der Bernischen Polizei stellte fest, dass Klee einen «schlechten Einfluss» auf die einheimische Kultur haben würde und Klees Kunst das «Erzeugnis eines Geisteskranken» sei, dem «eine echte Verbundenheit mit der Schweiz» abging. «Bücherwurm und Schulmeister kann ich in Bern gut werden, Künstler aber in Gottes Namen nicht», notierte Klee als 18-Jähriger in sein Tagebuch. Am 5. Juli 1940 war die Stadtratssitzung zur Causa Klee anberaumt, doch der Zauberhafte war leider eine Woche vorher verstorben. So verpasste es die Stadt, einem ihrer talentiertesten Söhne recht zu tun. Immerhin versuchte sie es dann mit Ehre. Am 20. Oktober 2005 eröffnete der damalige Berner Stadtpräsident das Zentrum Paul Klee und meinte, dies sei «eine einmalige Chance, an Paul Klee und seiner Familie etwas gutzumachen».

2014 holt nun die nationalsozialistische Geschichte Bern im Kontext von Kunst und Unrecht wieder ein. Am Dienstag vergangener Woche verstarb Cornelius Gurlitt, der Sohn von Hitlers Kunsthändler Hildebrand Gurlitt. Im Testament vermachte Gurlitt «seine» 1280 Bilder aus seiner Münchner Wohnung und Dutzende Werke unschätzbaren Werts aus seiner Salzburger Behausung ausgerechnet dem Kunstmuseum Bern. Dieses muss nun entscheiden, ob es das Danaergeschenk annehmen soll, will, kann. Was ist hier Recht und was Unrecht? Alle Museen hatten nach dem Krieg aus Eigennutz und Angst vor der riesigen Aufgabe beschlossen, die «Besitzstreitigkeiten» ruhen zu lassen, auch die Basler Museen wären schwer betroffen gewesen.

Blenden wir aber trotzdem schnell zurück: Nie waren Kunsthistoriker so nützlich, ja hat man so aufmerksam auf ihre Meinung gehört wie in den Jahren 1933–1945 unter nationalsozialistischer Herrschaft. Die Enteignung der Menschen jüdischer Herkunft lief kleinkrämerisch-exakt mit unfassbarer Unmenschlichkeit. Es gab allein in Wien eine eigene Organisation, die sich darauf spezialisiert hatte, in jüdischem Besitz befindliche Bücher aufzuspüren zu machen. Jüdische Menschen wurden gezwungen, ihre Sammlungen für ein Spottgeld zu verkaufen, sie mussten Unsummen von Geld auftreiben, damit sie überhaupt das Land verlassen konnten; es herrschte ein

Bürokratendeutsch, mit Papieren, die zu unterzeichnen waren; mit «Schuldeingeständnissen», dass man in Aktivitäten verstrickt war, die dem nationalsozialistischen Staat widersprachen. Muss nun aber das NS-Unrecht von damals heute mit einer Kleinkrämerei aufgearbeitet werden, die so sehr an jene Mentalität erinnert?

Die Einbürgerung von Paul Klee, der mit seinen Werken seiner Geburtsstadt so viel Schönheit, Kunst, Inspiration und Ruhm brachte, wurde aufgrund hämischer Nachrede hintertrieben. Mit Gurlitts «Erbe» ist die einmalige Chance gekommen, grossherzig zu handeln. Das Kunstmuseum soll das Erbe antreten, der Öffentlichkeit übergeben und bedenken: Das Erbe gehört den Ausgebeuteten und Misshandelten von damals auch als Manifestation des Zivilisationsbruchs der Menschlichkeit. Dies gälte es zu berücksichtigen.